

# DIE VERSUNKENE WELT

Ein ostpreußisches Dorf in Erzählungen der Leute. Auszüge

von Klaus-Jürgen Liedtke (Berlin)

publiziert in Kooperation mit dem  
Projekt *Verbotene Worte*

Erschienen in: Liedtke, Klaus-Jürgen:  
Die versunkene Welt. Ein ostpreußisches Dorf in Erzählungen der Leute. Frankfurt/M.: Eichborn 2008 (Die andere Bibliothek). Der Abdruck der Auszüge erfolgt mit freundlicher Genehmigung des Eichborn Verlags.

Oft passierten die Leute das Mausoleum in der Luschnitz unterwegs zu den Viehweiden, wenn sie von Szabienen kamen. Auf dem Gut Angerapp waren die Dömpkes als Deputanten, sie hatten einen Sohn und eine Tochter. Die Dömpsche selbst aber kam nach Szabienen, um die Kirche zu putzen. Sie wurde von der Angerapper Gutsverwaltung für die Kirche eingesetzt, die hat sie saubergehalten, gefegt, gewischt, alles hat die ole Dömpsche gemacht. Sie hat in Szabienen nach der Schmiede zu, an Kolwes vorbei in dem langen Pfarrwitwenhaus gewohnt, dem früheren Armenhaus, wo später auch die Gemeindegewerkschaft Helene Warstat wohnte und der Schuster Fuchs und Kallweits und von der Hofseite Stenzels, vier Familien insgesamt. Die Dömpsche hatte die kleinste Wohnung. Die Tochter hat mal ein Kind nach Hause gebracht, da soll sie immer gesagt haben: »Is doch wat Scheenes, so e Kindke to hebbe un to schookle. Nich wie Pareeske.« Pareeske hießen die Bastschuhe, mit denen man früher ging.

Einmal im Jahr mußte die alte Frau Dömp ins Mausoleum und den Staub von den Särgen wischen. Jemand muß ihr aufgeschlossen haben, und sie war nun drin und hat saubergemacht, da ist ihr die Tür zugefallen, und sie bekam die von innen nicht auf. Schließlich ist jemand vorübergekommen und hörte aus diesen Luken immer ein Rufen, da hat sie unablässig gerufen und gepoltert. Erst dachte er, einer wäre im Sarg und hätte gebullert, bis er sich ein Herz faßte und fragte: »Wer is doa?«, und hörte, wie sie rief, so laut sie konnte: »Hier is de ole Dömp un hett Hunger.«

Am 11. September sollte stets ein Gedenktag begangen werden, das hatten sie damals gelobt nach der Schlacht von Szabienen. Bis dahin waren die Gefallenen nur einfach beerdigt gewesen, es war zwar ein Platz angelegt, aber es gab noch kein Monument. Da haben sie als Gedenkstein einen Findling aufgetrieben, mit einer polierten Seite, darauf wurden der Offizier, der Hauptmann und zwei oder drei Feldwebel, ein paar Unteroffiziere und die Mannschaften alle aufgeführt. Zur Einweihung sollte Mackensen kommen, und da hatte es geheißt: »Herr Steinke, machen Sie mal ein Gedicht.« Wenn etwas war, der Franz Steinke war immer tonangebend. Vor der Schule und um die Kirche herum sammelten sie sich und nach dem Laden von Rehfeld zu, die Straße hinunter zur Mühle Kremp und eine andere Straße hinunter zum Gut Angerapp, alle waren schon aufgestellt, da kamen von Insterburg die Musiker, Regimentsmusik, Musikchor und Pfeifentrommler mit dem Tambourmajor, und dann ging es los mit Tschingderassabumm, am Friedhof vorbei und an der Schule, mit dem Spielplatz dahinter, der war Sportplatz für die Alten und zugleich Exerzierplatz für den Stahlhelm. Dann stellten sich alle in Blöcken auf: der Kriegerverein, der Stahlhelm, der Frontring, ein General mit dabei, der Chef von der 1. Infanteriedivision in Königsberg, dem ältesten Regiment in ganz Deutschland, der Kameradschaftsführer der alten Soldaten, was später der Franz Steinke war, und von den jungen der Otto Krüger, der mit seinen vierzehn Jahren schon beim Jungstahlhelm war.

Vor der Kirche in Szabienen empfing den weißbärtigen Generalfeldmarschall ein Spalier blaugekleideter Ehrenjungfrauen. Ihn begleitete sein persönlicher Adjutant, untersetzt und klein, ein Knubbel, Major Ulrich Schmidt von Altenstadt aus Medunischken. Mackensen in seiner schwarzen Husarenuniform, mit dem Totenkopf auf der Pelzmütze, seinem knöchernen Totengesicht, so wie er die Schlacht bei Szabienen geleitet hatte, sprach nur wenige kernige Worte – aber wer hätte gedacht, daß der schneidige Reiterführer und Preußenheld so sehr sächselte? – undermahnte sie: »Vergeßt die treuen Toten nicht! Immer wieder muß unsere Jugend an das erinnert werden, was alles man uns geraubt hat.« So ergriff er ihre amputierte Hand und streute Salz in die Wunde. Denn immer hatten sie das Gefühl, nicht zum Reich zu gehören, abgeschnitten zu sein, wie Insulaner. Wenn von ihnen welche nach Berlin fuhren, hieß es: »Sie fahren ins Reich«, als wenn sie bloß ein Anhängsel wären. Durch den Korridor, zwischen Dirschau und Schneidemühl, wurden die Züge verplombt und die Fenster verhängt, gestattet war auch nur eine bestimmte Anzahl von Zügen. Für größere Güter und Personenmengen verkehrte der »Seedienst Ostpreußen«, wenn auch mit Unterbrechungen. Der Korridor war ihnen ein Dorn im Fleisch. Ungerecht war das, so

empfand man es. Und da sie nicht zum Reich gehörten, fühlten sie sich in erster Linie als Preußen.

Drei Fahnen wehten: die schwarz-weiße für Preußen, die schwarz-weiß-rote für den Stahlhelm und das Kaiserreich, die schwarz-rot-goldene für die Republik, und einer der Fahnenbegleiter der Republik war der Junglehrer Barszus, damals noch in der SPD. Dessen Vater war Gutsgärtner in Groß Medunischken gewesen. Eine der Ehrenjungfrauen trug das lange Gedicht vom Franz Steinke vor. Nun hob der General, der Kommandeur vom Wehrkreis 1, mit seiner Rede an, danach sprach der Standortälteste von Insterburg, ein Oberst, und die Hauptrede hat der Feßkorn gehalten, nicht etwa die Offiziere, sondern Zweitlehrer Feßkorn, der Oberleutnant gewesen war; rhetorisch geschult, hat er auch die Fahnenweihe vorgenommen, den Fahneneid gesprochen, und dann wurde die Fahnenweihe für die Szabiener Vereinsfahnen vollzogen. Unter Anleitung von Frau Kolwe, die nur die »Landesmutter« hieß, war eine neue Fahne gestickt worden, von den Luisenmädchen, dem Bund der Königin Luise, die kornblumenblaue Kleider trugen. Die Kinder hatten extra schulfrei bekommen. Der Anmarschweg von der Schule zum Heldenfriedhof war gepflegt und geeegt und gewalzt worden, für die marschierenden Kolonnen, für Kriegerverein, Turnverein und echte Soldaten, also die Reichswehr, das Musikkorps und die aktiven Offiziere, an die zwanzig, schließlich die Reserveoffiziere größtenteils in Uniform. Auch der Stahlhelm marschierte auf, das war der größte Trupp, und dessen Uniform unterschied sich kaum von der Reichswehr, fehlten bloß die Kragenspiegel, und die Reichswehr hatte keinen Schulterriemen und Wickelgamaschen statt Stiefeln, zackig waren sie, nur Waffen trugen sie keine.

Jedenfalls, das mußte man dem Feßkorn lassen, er galt für einen glänzenden Redner. Schauerlich klangen seine Abschlußverse: »Fern, fern im Osten, da gähnt ein Grab, / da senkt man zu Tausend die Toten hinab. Für uns / Sie gaben ihr alles, ihr Leben ihr Blut, / sie gaben es hin, mit freudigem Mut. Für uns. / Und wir, wir können nur weinen und beten. / Für die, die da liegen, bleich, blutig, zertreten. Für uns.«

Im Kriegerverein war er ein Tausendsassa. Auch als Lehrer war er allen anderen voraus, was dem Neid auf ihn Nahrung gab, streng war er auch, aber welcher Lehrer war nicht streng? Ein anderer Lehrer, Wurmeleit, ließ sich die Stöcke von den Größeren holen und zuschneiden, wenn aus dem zweiten Schuljahr einer verwamst werden sollte. Beim Präsentor Klein war um den Garten eine Eisbeerhecke, und die Eisbeeren haben diese geschmeidigen Triebe. Davon mußte, wenn der Stock kaputt war, derjenige, der gerade Schläge auf den Hintern bekommen sollte, das Ding schneiden, er kriegte vom Lehrer das Messer: »Nu hol mal einen Stock!« Der Feßkorn hingegen, der hatte einen eigenen Rohrstock. Diese Rohrstöcke gab es in jedem Schreibwarengeschäft in Darkehmen zu kaufen, und da hat er sich extra einen Rohrstock gekauft, weil der haltbarer war und besser zog; damit konnte man noch ein bißchen schärfer hauen.

Seit jenem Tag fand am 11. September immer eine große Gedenkfeier auf dem Szabiener Heldenfriedhof statt. Es kamen später noch manches Mal Angehörige der Gefallenen aus Hinterpommern oder von Danzig. Und immer, wenn jemand starb von den Veteranen, mußten die Schulkinder die Mitteilung austragen an die anderen Kriegsteilnehmer, und die wurden nun mit Kriegsehren begraben. Der Franz Steinke hat die Ansprache gehalten, das konnte er gut. Dann hat der Kyffhäuserbund Ehrenwache gestanden, und sie haben übers Grab hinweg Salut geschossen. Eines von den Schulumädchen sprach am Grab stets die gleichen Verse, mal war es die Resi Kapteinat, mal eine andere, und immer trugen sie geflochtene Zöpfe:

»Im Westen da ragt manch Kreuz schlicht und klein,  
da liegen sie stumm, in langen Reih'n. Für uns!  
Und wo im Winde rauscht das Meer,  
da gaben sie freudig ihr Leben her. Für uns!«

Auf Groß Medunischken stieg Mackensen seinerzeit ab, da haben die Arbeiter für ihn noch gesungen, hinten an seinem Fenster: »Freiheit, unerschütterlich stehn deutsche Eichen«. Major von Altenstadt hat ihn bewirtet. Alle waren sie Schwarze Husaren, hatten in Danzig gedient beim Husarenregiment, der Major und sein ältester Sohn Siegmund auch, der war

nachher Leutnant. Und alle hatten sie diese schwarzen Pelzmützen auf, mit dem Totenkopf in der Mitte.

Inzwischen war Mackensen zum Flügeladjutanten seiner Majestät ernannt und nach Berlin abberufen worden, aber sein Regiment hatte zuvor die langersehnten Pelze erhalten. Auch setzte er in Langfuhr noch einen Kasernenneubau durch mit Offizierskasino, einer Ruhmeshalle für die Schwadron. Auf die reiterliche Ausbildung legte er besonderen Wert, seine Husaren schickte er auf die Rennbahnen bis nach Karlshorst.

Zu seinem 80. Geburtstag schrieb sein Adjutant, Major von Altenstadt, wie er einst zum Regimentskommandant des I. Leibhusaren-Regiments in Danzig berufen wurde. In der gleichen Festschrift von 1929 sandte der Stahlhelmer Seldte seinem neben Hindenburg einzigen Ehrenmitglied einen Gruß der Frontsoldaten und unterschrieb mit: »Frontheil!«

Im selben Jahr trafen sich im renommierten »Reimers Hof« in Darkehmen, weithin bekannt durch sein Tulpchen Grog und seinen köstlichen Königsberger Fleck, zwanzig Herren aus Stadt und Kreis, um sich trotz der wirtschaftlichen Depression mit Bürgersinn und selbstlosem Idealismus »für Heimatforschung und kulturellen Heimatschutz« einzusetzen, Brauchtum, Familien- und Sippengeschichte zu pflegen und sich der Besiedlung des Kreises, der Pflanzen- und Tierwelt, Geologie und Mineralogie sowie Ur- und Frühgeschichte zu widmen. Also gründete man den »Kreisverein für Heimatforschung Darkehmen«. Zum Vorsitzenden wurde Dr. Maaß gewählt, Generalbevollmächtigter der Farenheidschen Güter- und Forstverwaltung Klein Beynuhnen und Geschäftsführer der Farenheidschen Kunstschöpfung Schloß Beynuhnen. Im Sommer unternahm man Exkursionen, im Winter lud man zu Vorträgen namhafter Wissenschaftler und zum »Blümchenfest« ein. Da kamen der Königsberger Botaniker Abromeit, Walter von Sanden sprach über Guja, den See der Vögel, Ernst Schäfer berichtete von seiner Tibet-Expedition, und neben dem Direktor der Bessel-Sternwarte in Königsberg konnte man Dr. Thienemann hören, den Direktor der Vogelwarte Rossitten. Der Landeshauptmann gab einen Zuschuß, und so wurde aus Mitteln des Kreisvereins in einem Gebäude noch aus der Zeit Friedrichs des Großen ein Heimatmuseum eingerichtet, in dessen Schaubildern neben den bedeutenden Männern – Kriegsrat von Farenheid und sein Sohn, der Kunstsammler, Kammersänger Heinrich Schlusnus, Pferdezüchter von Zitzewitz, der Entdecker des Syphiliserregers Fritz Schaudinn – die zugewanderten Salzburger und Hugenotten auftauchten, die aus Holland stammenden Handwerker und – als Kuriosum – ein zugezogener Moskowiter. In den neugegründeten *Heimatkundlichen Blättern* schrieb die Kreisverbandsvorsitzende des Landwirtschaftlichen Hausfrauenvereins, Frau von Altenstadt: »Nur in der Heimat wurzelt unsere Kraft und dringend not ist diese starke Kraft gerade uns Ostpreußen, die wir umbrandet sind vom Slawentum und abgeschnürt vom Mutterland.«

Zu ihrem 60. Geburtstag sind sie schon morgens vom Gesangverein aus – dem Gesangverein vom Albuschkat aus Szabienen – hingefahren nach Medunischken und haben ihr ein Ständchen gebracht, haben auf der Terrasse gestanden, mittendrin die Emma Steinke mit ihren langen aufgesteckten Zöpfen, und für sie gesungen: »Kein schöner Land in dieser Zeit«. [...]

Der Name Szabienen stammte, so meinte man, aus dem Polnischen. »Szaba« heißt auf polnisch »Frosch«. Doch ebensogut könnte er aus dem Litauischen kommen, wo »žaba« »Gerte, Zweig« bedeutet, der Ortsname soviel wie »Weidegartenort«. Solch fremd klingenden Namen jedenfalls wollte man nun verdeutschen. Ostpreußen galt als Grenzland, und unter dem Nationalsozialismus legte man es darauf an, dies Grenzland als eigenständiges Land auszulöschen. Dazu hat man die überlieferten Namen abgeschafft. So hat man aus Alt-, Königlich- und Groß-Szabienen Altlautersee bzw. Kleinlautersee gemacht. Auch aus dem Szabiener See wurde der Lautersee, aus dem Uszblenker See der Blinkersee und aus dem Jaggeler See der Zedmar-See, benannt nach dem Zedmarbruch in der Nähe.

In allen Schulen des Kreises wurden die *Heimatkundlichen Blätter* gelesen, in denen gegen die fremden Namen gewettert wurde, an denen man sich Zunge und Feder zerbräche und die Zeichen mangelnden völkischen Gefühls seien. 1938 war das, als die Namen der Dörfer und Städte umgeändert wurden. Statt auf -schiene endeten sie nun auf -au oder -höh. Selbst das markante Ypsilon von Beynuhnen war nun verpönt und mußte weichen, aus Groß Beynuhnen wurde ein Großbeinhnen. Und die Kreisstadt verkürzt zu Darkeim,

was die Bewohner aus lauter Ärger zu Darkeimling verlängerten, bis sie es durchsetzten und nach dem Fluß den Namen Angerapp erhielten.

Ein Ernst Schob war bei ihnen Landjahrlegerführer; im Gut Angerapp, umbenannt in Kleinangerapp, war von 1938 an ein Landjahrleger untergebracht, fünf Kilometer von Kermuschienen entfernt im sogenannten alten Schloß, das eigentlich nur ein Gutshaus war. Dort wurden die Jungens einquartiert, die kamen meist aus Berlin, später auch aus Bochum. Tagsüber haben sie bei den Bauern geholfen, wurden von denen gepflegt, abends gingen sie wieder ins Lager, und morgens mußten sie antreten zum Fahnenappell. Einer dieser Landjahrjungens aus Bochum, Günter Jendrian, ist zur Handelsschule gegangen, und in den Ferien kam er nach Kermuschienen, hat Steinkes besucht, da hat er mal die Milch weggebracht nach Szabienen und dabei eine Zigarette geraucht. Der Barszus kam und hat ihm eine geknallt. Und der Ede Kapteinat regte sich fürchterlich auf. Es gab mächtig Krach, er hat sich mit dem Barszus richtig angelegt. Bis zum Kreisleiter gingen sie. Der Ede war immer frei heraus, was er gedacht hat, damit hielt er nicht hinterm Berg.

Anfangs waren es immer Berliner Jungens, die nach der Volksschule, bevor sie ihre Berufsausbildung machten, für ein dreiviertel Jahr in ein Lager kamen und sommerüber in der Landwirtschaft halfen, in der Erntezeit, ob freiwillig oder gezwungen, und gegen Abend ins Lager zurückkehrten. Die Lager wurden von arbeitslosen Lehrern geleitet, ihr Ernst Schob war Lehrer gewesen und hat sie mehr pädagogisch betreut, so daß sie es nicht schlecht hatten. Dann wurden Sonntagnachmittage veranstaltet, dazu wurden die Mädchen vom BDM eingeladen und ein Kaffeetrinken organisiert, die Tische wurden gedeckt, immer mit einem höheren Topf und einer Tasse und einem Mädel davor. Steinkes hatten immer Jungens zur Arbeit, die Waltraud wurde von ihnen umschwärmt. Und sie saßen in bunter Reihe, das war für die jungen Mädchen etwas Besonderes. Zum Kaffeetrinken gab es allerlei Spiele oder auch mal zur Weihnachtsfeier ein Julklapp.

Ernst Schob hat nun aus den alten und den neuen deutschen Namen ein Singspiel gemacht. Nach Operettenmelodien mußten sie singen, auch die Elfriede stand auf der Bühne und sang mit: »Gaidschen, Gaidschen, Ballupönen, nein, jetzt heißt es Schanzenhöh, ach, mir tut das Herz so weh.« Bis ein junger Mann kam, der sang: »Ich geh nach Schanzenhöh.« Alles endete in großer Verbrüderung. Und so weiter zu jedem Dorf, auf dass sich die Namen besser einprägten. Der Alfred aber sang immer auf ihr eigenes Dorf: »In Kermenau, da ist der Himmel blau, da tanzt der Ziegenbock mit seiner jungen Frau.« Dabei hatten sie gar keine Beamtenkühe.

Erst sollten sich die Bewohner im Dorf selbst einen Namen wünschen, aber ihr Vorschlag »Kranichshorst« wurde von Kodlin abgeschmettert, und dann kam von der Kreisleitung der Vorschlag, die Ortschaft »Kermau« zu nennen. Da stand in der Versammlung plötzlich einer auf und monierte, das klänge ja wie die Laute eines brünstigen Katers, und sie haben den Namen rundweg abgelehnt. »Karmauen« sagte man, wenn ein Kater auf die Katz gelauert hat, »hör mal, der karmaut allwedder.« Und die haben ein Spektakel gemacht, wenn die hinter den Katzen her waren! Nachher kamen die Katzen still und heimlich mit sechs Jungen an. Oder man fand sie irgendwo, einmal hatten sie ihre Jungen im Kleiderschrank gekriegt. Die Katze hat sie mit den Zähnen im Nacken gefaßt und setzte sie vor die Milchschüssel hin. Oft stand auch am Stall auf der Schwelle der Katzennapf. Und wenn gemolken wurde, kriegten sie gleich ihre Portion, das wußten die, dann standen sie schon vor der Tür. Aber sie brauchten auch Katzen, was hatten sie in der Scheune Mäuse! Und selbst in der Speisekammer. So hieß es mundartlich »der karmaut hiete wedder«, und nun sollten sie auch so heißen, wie schimpflich! Protestiert haben sie gegen die Ortsumbenennung, aber eine Abstimmung wie 1920 in Masuren gab es nicht. So kam es schließlich zu einem Kompromiß: Neu- und Alt-Kermuschienen wurden vereinigt, und aus Kermuschienen wurde Kermenau. [...]

Wochenlang schon war der Kanonendonner zu hören gewesen, rückte immer näher, bedenklich näher. Als sie aus Kermuschienen flüchten mußten, ging alles ganz schnell; sie ahnten es wohl, aber sie durften sich nicht mucksen. Der Helmut Steinke hatte warnende Briefe geschrieben: »Denkt nicht, es sind die Russen des ersten Weltkrieges. Laßt alles, und rettet euer Leben.« Auf Rabsilbers Hof in Ballupönen hat man ein paar Tage vor der Flucht die Erntewagen kurz machen lassen, als Kastenwagen, man hatte einige Instleute und wollte zusehen, daß die Leute mit Kind und Kegel wirklich wegstiegen, wenn es ernst wurde. Und

da wollte der Ortsgruppenleiter, der Barszus, den Besitzer noch an die Wand stellen lassen, der kam an und machte einen Krach!

Kapteinats hatten kurz zuvor noch Evakuierte, Bombengeschädigte aus Düren, eine Mutter mit vier oder fünf kleinen Kindern, aufgenommen. Der Ede Kapteinat hat die Bauern zusammengerufen: »Wir müssen sehen, daß wir die Leute loswerden. Wir haben nachher, wenn es ernst wird, mit uns genug zu tun.« Erst hatte er beim Kreisamt angefragt: »Nein, besteht keine Gefahr.« Die Bauern haben dann aus Eigeninitiative Wagen gestellt, haben sie mit Gepäck nach Darkehmen gebracht, zum Bahnhof, und in den Zug gesetzt. Nur wenige Tage später, drei, vier Tage später, kommt auf einmal ein Militärtrupp auf den Hof gefahren, ein Oberst war dabei: »Was«, sagte er, »hier ist noch Zivil? Wir sollen hier einen Gefechtsstand errichten. Sofort raus!« Da sagt der Ede: »Wie stellen Sie sich das vor, ›sofort raus?‹ – »Ja«, sagte der, »sofort raus!« Na, und dann gab er die Genehmigung: innerhalb von zwei Stunden! Ja, was packst du nun zusammen? Sie haben die angerufen, die sie telephonisch erreichen konnten: »Sofort zusammenpacken Treck zusammenstellen und sammeln. Innerhalb von zwei Stunden müssen wir weg.« Zu den andern mußte die Resi mit dem Fahrrad fahren und ihnen Bescheid sagen: »Alles sofort zusammenpacken! Alles, was an Viehzeug noch in den Stallungen oder angebunden ist, rauslassen!« So sind sie losgefahren, Hals über Kopf. [...]



**Klaus-Jürgen Liedtke**, geb. 1950 in Südtondern, seit 1975 tätig als Übersetzer aus dem Schwedischen und Herausgeber, u.a. einer siebenbändigen Werkausgabe von Gunnar Ekelöf im Verlag Kleinheinrich Münster in den Jahren 1991-2004, für die er neben zwei Preisen der Schwedischen Akademie den Paul-Celan-Preis erhielt. Lyrikveröffentlichungen: *Brocken Tod* (Berlin: Mariannenpresse 1991), *Scherben Leben Brocken Tod. Gedichte 1969-99* (Berlin: Gemini 2001, als Hörbuch 2004). Prosa: *Die versunkene Welt* (Frankfurt/M.: Eichborn 2008). Neben seiner Tätigkeit als Autor ist Liedtke Mitglied im VS, P.E.N. Zentrum Deutschland und Vorsitzender des Ostseerats der Autoren in Visby, Gotland.  
Kontakt: berg@snoe.in-berlin.de.